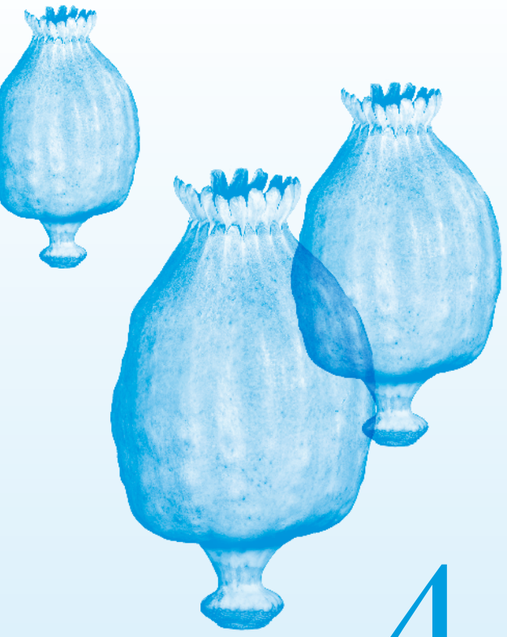
BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ

Sommer

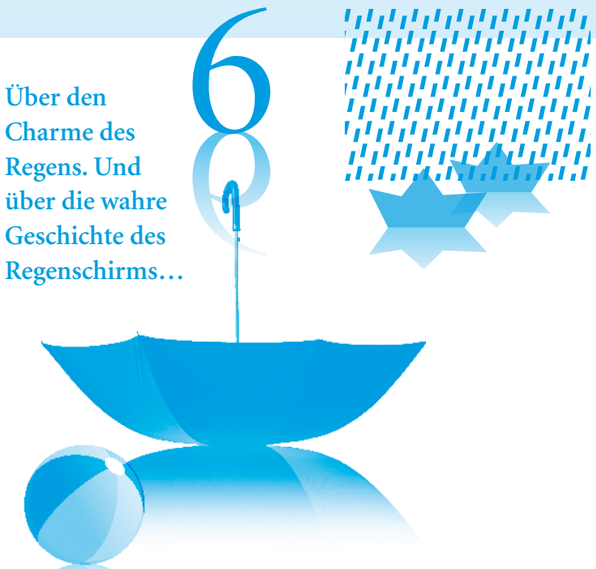
Journal der
Bergischen Residenz
Refrath / Ausgabe:

№ 02 | 2016



Mohn: Der Weltbürger unter den Pflanzen…

4



Über den Charme des Regens. Und über die wahre Geschichte des Regenschirms…

6

Wer nach dem Aufstieg des Speiseeises fagt, muss in die Alpen gehen…

8

Inhalt:

Titelthema: Sommer

Editorial 3
Weltbürger Mohn 4
Von Parasol und Paraplü 6
„Gelato! Gelato!“
Wie das Eis aus den italienischen Bergen in die deutschen Städte und Dörfer kam 8

Heike Pohl über Heike Pohl 11
Rezept: Pflaumenfriands – saftige Küchlein mit viel Obst 12

Wenn Musik unser Leben verändert…

„Die Musik meines Lebens“ 14
„Davon geht die Welt nicht unter“ 14

Lyrik: „Am Meer“ 18

Kerstin Hiestermann „Und immer mit einem kleinen Funkeln im Herzen…“ 20

Rätselhaftes

Sudoku 22
Preisrätsel 23

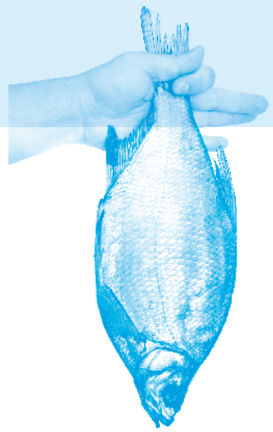
Essay: „Ich habe Marotten“ 24
Bücher-Tipp: Inge Zumbach, 91 Jahre 25

Aus der Residenz

Bewohner der Bergischen Residenz erinnern sich: „Wo waren Sie, als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging?“ 26
Elisabeth Hennen: „Immer auf die Kleinen“ 28
Johanna Pofahl: „Flüchtlinge“ 29
Aktuelles, Termine, Veranstaltungen 30
Impressum 30

Manchmal gibt es *das* Lied des Lebens. Welches ist Ihres?

14



Viel Meer! Viel mehr braucht es nicht… meint Inge Thoma

18

Editorial:

Sehr verehrte Damen und Herren,
liebe Bewohnerinnen und liebe Bewohner unseres Hauses, geschätzte Leserinnen und Leser,

Wärme und Sonne, frische Erdbeeren und zarter Spargel, Sommersprossen und der Geruch von aufgeheiztem Asphalt, die schaumige Krone auf einem kühlen Kölsch, Eiswürfel, die in Gläsern klirren, weiches und goldenes Licht am Abend – der Sommer kommt und wir dürfen uns auf lebhafte, bunte und abwechslungsreiche Tage freuen.
Und auch darüber, dass unser BRR Journal mit dieser Ausgabe sein Einjähriges feiert. Ihnen allen, die Sie sich einbringen, die Sie uns mit Ihren Texten unterhalten und teilhaben lassen, allen Mitwirkenden ganz herzlichen Dank! Ich bin sehr erfreut über dieses große Engagement und Interesse an unserer hauseigenen Zeitschrift. Bleiben Sie dabei und gestalten Sie mit. Wir freuen uns auf Sie und Ihre Ideen.
Freuen dürfen wir uns auch auf den diesjährigen *Tag der offenen Tür*. Am 27. August 2016 präsentieren wir Ihnen und Ihren Familien sowie allen interessierten Gästen unseres Hauses das Ergebnis unseres dreimonatigen „Frühjahrs(heraus)putzes“ – die Residenz erstrahlt in neuem Licht, frischem Glanz und fröhlichen Farben. Auch an dieser Stelle noch einmal vielen Dank für das Verständnis aller, die im Hause mit dieser Aktion befasst waren. Eine solche umfassende Renovierung kommt ja nicht ganz aus ohne gewisse Einschränkungen – schön, dass Sie uns mit Ihrer Geduld so toll unterstützt haben. Dafür ganz herzlich: Danke!
Genießen Sie nun die warmen Tage an einem schattigen Plätzchen, umgeben von Blüten und Grün, und erfreuen Sie sich an warmen Sommerabenden an den Glühwürmchen, die durch die Luft flirren. Dazu wünsche ich Ihnen viel Freude, bei Regen und Sonnenschein, Erinnerungen an früher, Geschichten über Eis und Musik, Mohn und Marotten und vielen anderen Themen mehr, die uns gemeinsam auf einen schönen, langen, herzerwärmenden Sommer einstimmen möchten. Seien Sie herzlich gegrüßt,

Ihre Susanne Rönnau

Direktorin und Herausgeberin
Bergische Residenz

Seine Blüten tanzen sich durch einen Sommer:

Weltbürger Mohn.

Text: Heike Pohl

Seine weithin leuchtenden Blüten kündigen den Frühsommer an, im englischsprachigen Raum ist seine knallrote Variante ein Symbol für das Gedenken an die gefallenen Soldaten des Zweiten Weltkrieges, und in Persien symbolisiert er die Liebe, wohingegen sein schwarzes Inneres für deren Leiden steht.

Papaver – Poppy – der Mohn, er blüht in nahezu 120 Arten, verteilt über die ganze Welt.
Fast überall ist der Mohn zu Hause – in Afrika, Asien, Europa, den USA. Mohn blüht in Kamtschatka, Kanada und Alaska, in Österreich, der Schweiz, in Polen, Bulgarien und Rumänien, auf Kreta, im Iran, im Irak, im Libanon, in Syrien, der Türkei, in Armenien, Aserbaidschan, Marokko und Dänemark, in Kalifornien, Israel und Jordanien, in Sibirien, der Ukraine und in Ungarn, in Frankreich und Spanien, Georgien und Pakistan, in Kasachstan, der Mongolei und auch bei uns in Deutschland.

Mohn ist – wenn man so will – ein Weltbürger. Eine schöne Leichtigkeit, ein Hauch von Nichts in Rot, Gelb, Orange, Blau und Rosé und auch ein Symbol dafür, dass Grenzen für viele gelten mögen, nicht aber für die Blumen dieser Welt.

Zauberhaft, leichtblütig, filigran und einfach wunderschön blüht der Mohn, und vielfältig ist seine Verwendung.
Recht harmlos ist der Klatschmohn, wohingegen der Schlafmohn – sein Name sagt es schon –wegen seiner hochkonzentrierten Inhaltsstoffe bereits in der Antike als „Arzneimittel“ von sich reden machte.
Papaver somniferum – sein Name leitet sich ab aus der lateinischen Sprache: somniferum gleich schlafbringend. Seine medizinische Verwendung ist überliefert bis hin in die Jungsteinzeit – der Mohn ist eine der ältesten Kulturpflanzen, die es gibt.

Mohn ist Rauschmittel, Mohn ist Lebensmittel. Mohn ist ein Symbol und seine Schönheit nur von kurzer Dauer. Aus seiner Kapsel wird Opium gewonnen, und die ölhaltigen und sehr angenehm nussig duftenden Samen finden Verwendung in Süßspeisen, Gebäck oder zur Verzierung auf Backwaren wie Brot und Brötchen.

Bei den Sumerern hieß der Schlafmohn „Pflanze der Freude“ und bei den Griechen der Antike war die Mohnkapsel das Symbol für Morpheus, den Gott des Traumes.

Traumhaft schön also unser Lösungswort aus der Frühlingsausgabe des BRR-Journal. Gesucht war: „Klatschmohn“.

Hintergrund:

Von Parasol und Paraplü.

Text: Heike Pohl

Zu Licht gehört Schatten, und die Sonne braucht den Regen, weil ohne ihn alles Leben nichts ist. Und dennoch schaffen wir es in unseren Breitengraden allenfalls kaum über Kindertage hinaus, den vom Himmel fallenden Tropfen etwas Gutes abzugewinnen. Vom Regenrisiko ist die Rede, wenn der Wetterdienst uns warnt, weil mit Nässe zu rechnen ist. Als sei Regen eine Gefahr für Leib und Seele und beides nur in Einklang zu bringen bei blauem Himmel und Sonnenschein pur.

Dabei zaubert doch Regen eine wunderbare Melancholie ins Gemüt, das Einerlei der Tropfen, ihr Trommelfeuer bei Starkregen, alles Grau in Grau und genau die Zeit, die eigenen Kräfte zu bemühen, die Welt in Farben zu sehen.

Quelle: Wikipedia

Ohne englischen Regen undenkbar: James Smith & Sons

Bunt und in allen denkbaren Farben und Mustern findet sich bei schlechtem Wetter derjenige ein, der die wunderbare Redewendung, wonach es schlechtes Wetter ja gar nicht gibt, sondern lediglich die falsche Kleidung, wortwörtlich werden lässt: Der Regenschirm. „Ich sende dir ein Schutzdach, damit es von deinem verehrungswürdigen Haupte den Regen abhalte“, ließ ein französischer Kirchenmann den Bischoff von Salzburg einst wissen. Und dabei begann der lange Siegeszug des Paraplü, des Regenschirms, doch irgendwie auch als Sonnenschirm, als Parasol.

Um sich von den Bauern und dem einfachen Volk, dessen Haut bei der Arbeit unter freiem Himmel Farbe annahm, auf den ersten Blick zu unterscheiden, achteten besonders adelige Damen darauf, von der Sonne nicht gebräunt zu werden und sich ihre „vornehme Blässe“ zu bewahren. Zu diesem Zwecke trugen sie kleine Schirme mit sich, sobald sie das Haus verließen. Man nennt es auch heute noch scherzhaft eine „vornehme Blässe“, wenn jemand hellhäutig bleibt, auch den Sommer über. Inzwischen weiß man allerdings, dass es sehr wohl auch sehr viel gesünder ist, sich und seine Haut vor der Sonne zu schützen.

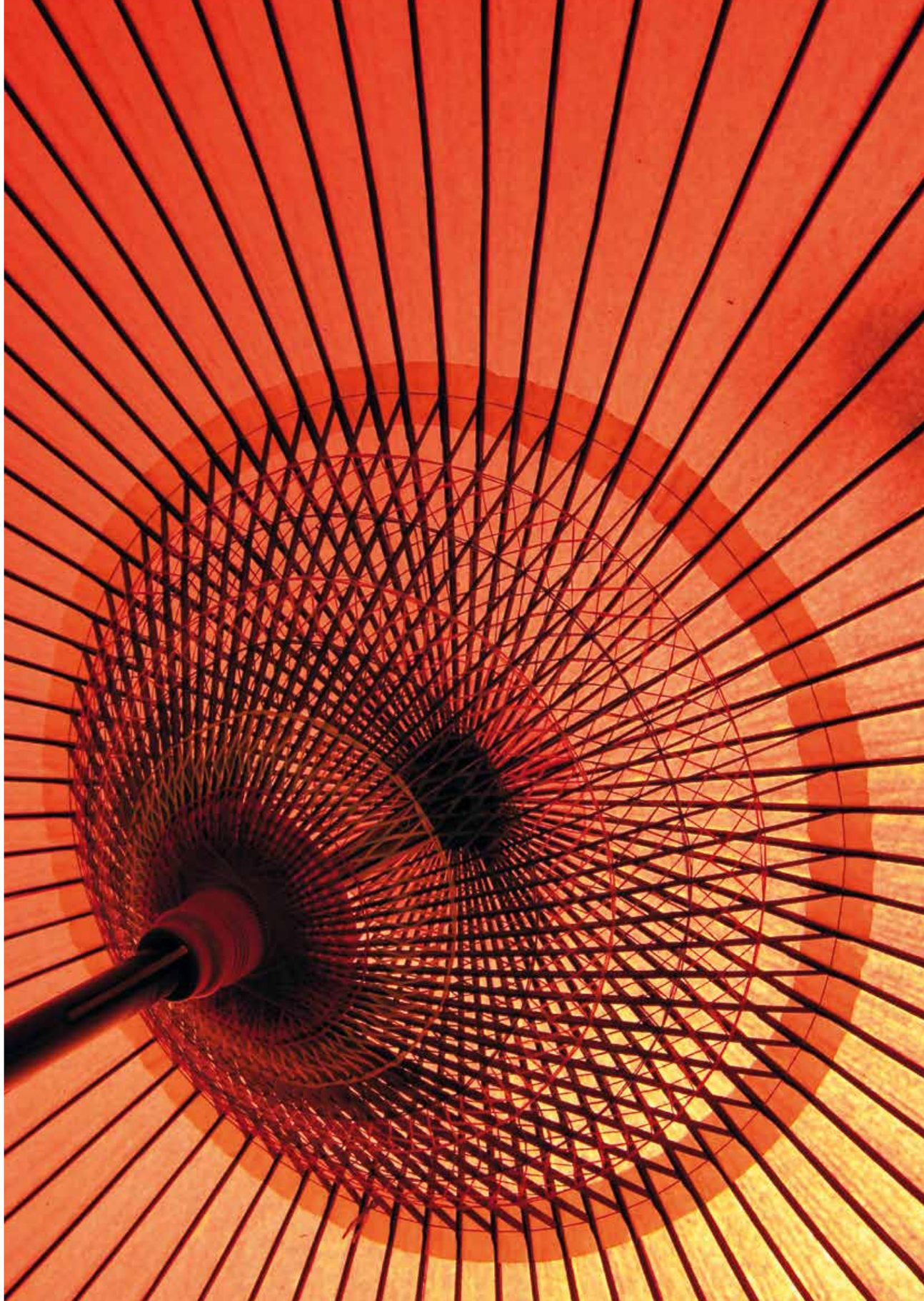
Die Gesundheit war auch vor 300 Jahren schon in Gefahr, alldieweil man dachte, man könne sich mit einem sogenannten Erdungsband, das man am Schirm befestigte, vor Blitzeinschlag schützen. Auch das weiß man inzwischen besser. Bei Gewitter sollte der lebensbejahende Mensch weder einen Regenschirm, noch ein Mobiltelefon und auch keinen Golfschläger in der Hand halten und außerdem nicht mit dem Rad fahren. Am besten bleiben Sie zu Hause, bis das Gewitter vorüber ist.

Schirme gibt es in vielen, vielen Farben und Formen. Teilweise waren sie vor einiger Zeit auch gleichzeitig als Gehstock genutzt, den elegante Herren zu tragen pflegten.

Über 25 Millionen Schirme werden jedes Jahr verkauft, einige davon werden auch in Deutschland produziert. Früher wurden Schirme von Schirmmachern hergestellt, das war ein richtiger Beruf. Heute werden sie in Massen in China produziert, und auch dort kennt man schon lange Schirme. Sie wurden früher aus Bambusgestänge gefertigt und mit Ölpapier bespannt. Die Haut bzw. die Plane von Regenschirmen besteht inzwischen aus Plastik. Die Metallbögen, auf die die Plane gespannt ist, nennt man Kiele, wie bei den Federn von Vögeln.

Bei uns im Dorf lebt eine Frau, die macht aus alten Schirmen Taschen. Sie sammelt die ausgedienten Regenbegleiter, zieht die bunten Planen mit ihren tausenden unterschiedlichen Motiven ab und fertigt daraus Allwetter-Einkaufstaschen, mit denen sie Menschen eine Freude macht. Wie das funktioniert, zeigen unzählige Home- und Selfmade-Seiten im Internet.

Übrigens: Regenbögen zeigen sich nur dann, wenn sich Regen und Sonnenschein gleichzeitig einstellen. Daran zu denken, wenn es demnächst wieder regnet und darüber alle stöhnen, macht das Gemüt hell und lässt die Sonne durch die Wolken blitzen.



Traditioneller japanischer Regenschirm mit 70 Speichen.

Wie das Eis aus den italienischen Bergen in die deutschen Städte und Dörfer kam:

„Gelato! Gelato!‘

Text: Heike Pohl

Es liegt am südöstlichen Rand der Dolomiten, ganz in der Nähe von Cortina d’Ampezzo, wo vor 60 Jahren einmal Olympische Winterspiele stattfanden. Es ist die ursprüngliche Heimat eines Großteils aller in Deutschland und Österreich ansässigen Eismacher, und seine Geschichte ist mit dem Speiseeis so eng verbunden, wie das zugehörige Ei mit seinem Dotter – die Rede ist vom *Val di Zoldo* – vom *Tal der Gelatieri*. Dort – wo das Tor zu den Dolomiten liegt – haben rund zwei Drittel der etwa 4.000 italienischen Eismacher und ihre Familien ihre Heimat. Im *Val di Zoldo* gründet sich der Ursprung der Erfolgsgeschichte der süßen Spezialität, die ihren Siegeszug rund um die Welt feiern durfte.

Keine Süßspeise gehört mehr zum Sommer, als zart schmelzendes und fantasievoll kreiertes Speiseeis. Zu den beliebtesten Eissorten der Deutschen gehören Vanille, Schokolade, Erdbeere, Stracciatella, Jogurt, Zitrone, Nuss, Banane, Mocca und Pistazie – und das ist lediglich ein vergleichsweise kleiner Auszug aus dem riesigen und ideenreichen Sortiment moderner Eiskreationen. Die Liste der Eissorten liest sich wie ein Verzeichnis aller möglichen und unmöglichen Zutaten, darunter der Energy-Drink Red Bull, ebenso wie die sündhaft teure Trüffel, kräftiger Whisky, duftende Veilchen, Kaffee und Espresso oder sämtliches Obst und Gemüse, das die Welt zu bieten hat. Erlaubt ist was gefällt, und die Grenzen des sprichwörtlich guten Geschmacks zieht jeder selbst – Avocado-Banane, Birne-Gorgonzola, Holunder-Lavendel, Limette-Mascarpone-Basilikum – um nur einige vorstellbare Variationen zu nennen, messen sich mit Weißwurst, Rollmops- oder Kässpätzle-, mit Wasabi-Gurken-, Safran- und Bier-Eis, und wie letztere munden, weiß nur, wer sie probiert und dabei nicht an Liegengebliebenes aus dem Kühlfach denken muss.

Auch wenn man sich nicht absolut sicher sein kann, wer nun genau das Eis erfunden hat, ob es die Araber oder die Chinesen waren, das Eis in die Welt getragen, es berühmt und unverzichtbar gemacht, das haben die Italiener, allen voran die Eismacher aus Belluno, Cadore und Zoldano. Sie waren Tischler und Steinmetze, arbeiteten im Bergbau, bauten Eisenbahnen und Brücken, waren Schreiner und Schmiede und alles andere, als Meister der Zubereitung süßer Naschereien, aber die oftmals große wirtschaftliche Not in ihrer ländlichen, abgelegenen Heimat in den Bergen machte die Menschen erfinderisch. Zusammen mit dem Eis trugen sie geröstete Maroni und kandierte Birnen aus ihren kleinen Dörfern hinaus in die Welt. Sie kämpften Tag für Tag um ihre Existenz, und viele von ihnen landeten in Österreich und Deutschland, wo sie ihr Eis sprichwörtlich salonfähig machten.

Das Prinzip der Eisherstellung hat sich seit fast 150 Jahren bis heute nicht geändert, ebenso wenig die Liste der natürlichen Zutaten. Wenn es nach den Puristen unter den *Gelatieri* geht, dann ist industriell gefertigtes Eis per se abzulehnen und darauf zu be-

stehen, dass außer Milch, Sahne, Zucker und Eigelb nichts weiter hinzugefügt werden darf als Vanille, Kakao, Nüsse und Obst, sowie maximal alles, was so natürlich und frei von Chemie ist, wie das Eis selbst. „Industrieeis“ ist zwar eine geschmacklich und optisch ausgeklügelte Angelegenheit, es hat aber häufig nurmehr wenig mit dem zu tun, was ohne Stabilisatoren, Emulgatoren, Farbstoffe und künstliche Aromen auskommt – feinstes und von Hand zubereitetes italienisches Speiseeis.

Die älteste noch funktionierende Eismaschine im *Val di Zoldo* ist 150 Jahre alt und funktioniert wie eh und je. Man verwendete Eis aus den Bergen oder in Kellern eingelagertes Steineis, unter Zugabe von Salz schmolz es und die freiwerdende Energie senkte die Temperatur auf minus 20 Grad. Milch, Sahne, Zucker, Eigelb und Aromen, Schokolade, Nüsse und Obst wurden vermengt, die Masse aufgekocht, abgekühlt und in die mit Eis isolierten Behälter gegeben, gerührt, bis die Masse erstarrt war und im Eis der Berge und Gletscher auf seinen Weg gebracht wurde.

Die Männer verließen im Frühjahr ihre Dörfer und kehrten erst im Oktober wieder zurück. Und noch heute bestimmt das Eis den Lebensrhythmus vieler italienischen Eismacher-Familien. Im Sommer wird durchgearbeitet, 10 Stunden und mehr, Tag für Tag, sieben Tage die Woche, so lange, bis die Saison endet, die Eissalons winterfest gemacht sind und dann die Reise in die italienische Heimat angetreten wird.

Bereits zwischen 1870 und 1914 feierten die *Gelatieri* ihre erste Hochblüte in der österreichischen Metropole Wien. Mit ihren zweirädrigen Karren, bunten Sonnenschirmen über den Eiskübeln und weithin hörbarem „Gelato!“ boten sie im Wiener Prater und auf den Straßen ihre Köstlichkeiten feil, und nicht wenige Eissalons, zu jener Zeit „Gefrorenes-Salons“ genannt, werden in der Hauptstadt der Alpenrepublik bereits in der fünften Generation geführt.

In den 50er-Jahren kam alles Moderne in Deutschland wahlweise aus Amerika oder Italien. Die Italiener brachten Espresso, Cappuccino, ihre Leichtigkeit und Lebensfreude und ihr Eis in die nach dem Zweiten Weltkrieg wiederaufgebauten Städte der Bundesrepublik. Es herrschte eine Art Goldgräberstimmung unter den *Gelatieri,* und ihr Beruf breitete sich aus wie ein Ölfleck auf Papier. Italien wurde begehrtes Reiseziel der Deutschen, die Begeisterung für *Bella Italia* kannte kaum Grenzen. Tausende Deutsche verbrachten ihre Ferien in dem Land, in dem der Himmel stets blau sein soll – in Italien. Rock'n' Roll und Eissalon – Vespa, Peter Kraus und Dolce Vita – die Gastarbeiter kamen und mit ihnen die Außengastronomie, die wir Deutschen bis dahin kaum kannten. Noch heute gibt es im Ruhrgebiet besonders viele italienische „Eisdielen“. Den Namen verdanken sie der Tatsache, dass die *Gelatieri* ihre süßen Köstlichkeiten anfangs aus ihren im Erdgeschoss liegenden Wohnungen verkauften. Unterhalb der Fenster wurden ganz einfach Holzbretter – Dielen – befestigt, damit Geld gewechselt und das Eis über die „Theke“ gehen konnte.

Die *Gelatieri* haben sich in der „Union der italienischen Speiseeisherstel-ler e.V.“ zusammengeschlossen, ihr gehören etwa 1.500 Mitglieder mit rund 2.200 Eiscafés an. Jedes Jahr im November trifft man sich in Longarone in Italien zur *Mostra internazionale del gelato artigianale*, der italienischen Eismesse, um sich neue Anregungen, Ideen und Inspirationen zu holen, und seit 2008 ist der „Speiseeishersteller“ in Deutschland ein anerkannter Ausbildungsberuf.

Das „Dolomiti“ ist übrigens eine Eiskreation von Langnese. Seine Form mit den drei Gipfeln und die drei Schichten in den Farben der italienischen Nationalflagge aus weißem, rotem und grünem Eis (Zitrone, Himbeere und Waldmeister) dürfen als Liebeserklärung an die verstanden werden, um die es hier geht – die Könige des Speiseeises – die *Gelatieri* aus den Dolomiten in Italien.

Heike Pohl über ...

…Heike Pohl

Liebe Leserinnen und liebe Leser,

nun schreibe ich schon ein ganzes Jahr für Sie und stelle mir bei jeder Ausgabe vor, dass und ob und wie Ihnen meine Texte, meine Geschichten und meine Gedanken gefallen.

Was lesen Sie gerne? Woran werden Sie gerne erinnert? Welche Bilder würden Ihnen gefallen? Was könnte Sie inspirieren? Motivieren? Erfreuen? Oder auch einfach nur unterhalten? Mit diesen Fragen beginnt meine Arbeit an jeder neuen Ausgabe und meine Antworten darauf lesen Sie dann in unserem BRR Journal. Eine große Hilfe dabei ist mir Herta, meine Großmama, geboren im Jahr 1913, schon eine ganze Weile tot und doch immer bei mir. Ich stelle mir vor, sie und ich säßen auf einer Bank und wir redeten über die Dinge des Lebens. So, wie wir das oft getan haben, als sie noch lebte.

Magst du etwas über Mohn lesen, würde ich wissen wollen? Und schau mal hier, die kleinen Spielereien vom Spielkkind, wie gefallen sie dir? Wusstest du, woher das Speiseeis kommt?

Meine Oma war eine diplomatische Frau. Das musste sie sein, ihr Mann starb im Zweiten Weltkrieg, sie hatte vier Kinder zu versorgen, wer da nicht geschickt war im Leben, der hatte verloren. Vielleicht hätte ihr das eine oder andere Thema weniger oder mehr behagt – über Geschmack lässt sich ja bekanntlich nicht streiten – in einer Sache wären sie und ich uns immer einig gewesen: Wir sehen das Leben mit Freude, wir gewinnen ihm das Beste ab. Wir lieben Menschen, wir leben optimistisch und dem Leben zugewandt.

Meine Großmutter Herta hat meine Sicht auf das Alter, das Älterwerden, das Leben und seine Aufgaben sehr geprägt. Ich habe Achtung und Respekt für das Lebenswerk, vor der Lebensleistung und der Erfahrung von Ihnen allen. Da mögen uns viele Jahre trennen, wo Sie sind, komme auch ich an – mit Chance und viel Glück. Vielleicht ist die Gewissheit um das eigene Altern auch eine der größten Antriebsfedern, mit so viel Freude und Überzeugung für Sie alle zu schreiben.

Foto: Heike Pohl

Mit meinem Leben auf dem „platten“ Land, nahe am Nordostseekanal und dort, wo sich sprichwörtlich Fuchs und Hase eine gute Nacht wünschen, hätte ich Oma Herta kaum überzeugt. Sie war ein Großstadtmensch, stammte aus Duisburg und verbrachte ihr Leben mitten in der Metropole. Ohne Lippenstift wollte sie nicht aufs Foto. Und ohne Hut nicht in die Stadt. Aus dem Spannungsfeld zwischen Großstadt und Dorf schöpft mein eigenes Leben Ideen. Ich kenne München und Berlin und mag das eine wie das andere, die Stadt und das Land. Im Leben angekommen bin ich hier auf dem Land, in meinem großen Garten, bei den Tieren und den Menschen, die sich alle kennen und einander (meist) auch grüßen.

Überhaupt sind es Gegensätze, die das Leben interessant gestalten, wie es ist, finde ich. Wenn ich nicht für Sie und das BRR Journal schreibe, dann fotografiere ich, ich gestalte eine Kinderseite für eine Regionalzeitung, ich schreibe Kolumnen und Artikel, mal über Politik, mal über Gesellschaft, mal über den Verein im Dorf, die Feuerwehr auf dem Land, über bemerkenswerte Menschen oder über jedes andere Thema, das mich bewegt und berührt. Eine Herzensangelegenheit ist für mich die Flüchtlingshilfe, in ihr sehe ich die große Verantwortung meiner Generation. Außerdem lese und rezensiere ich Bücher und Texte.

Ich liebe Blumen, mit den Händen zu arbeiten, den Kopf zu bemühen und Menschen eine Freude zu machen. Für all das und einiges mehr sprechen meine Texte. Und ich freue mich sehr über Ihre Anregungen, Ihre Kritik, Ihr Interesse und Ihre Ideen. Schreiben Sie mir doch einfach an *heikepohl@yahoo.de* oder an Heike Pohl, Wolfsnest 8 in 25572 Ecklak.

Oder besuchen Sie mich und meinen Garten, meine Enten und Hühner, meine Ponys und Katzen unter *www.landglueck.me*. Oma Herta, ihre Lebensgeschichte und die anderer Menschen, Themen und Thesen, die mich beeindrucken und beschäftigen, finden Sie unter *www.heikepohl.com*.

Rezept:

Saftige Küchlein mit viel Obst.

Text und Foto: Heike Pohl

Friands sind kleine saftige, aromatische aus Frankreich stammende Kuchen mit Früchten. Egal, für welche Sorte Obst man sich entscheidet, die Basis der kleinen Leckereien ist dieselbe: Wenig Mehl, jede Menge gemahlene Mandeln, dazu Puderzucker, Eiweiß und viel Frucht.

Die kleinen Kuchen lassen sich mit wenig Aufwand zubereiten, gebacken werden sie bei 180 Grad in Muffinformen, die Vorbereitung dauert 5 und die Backzeit 25 Minuten. Schneller lässt sich etwas so Feines kaum zubereiten.

Foto: Heike Pohl

Pflaumenfriands

Rezept für 6 Stück

Zutaten

90 g geschmolzene Butter, abgekühlt
110 g Puderzucker
50 g Mehl
60 g gemahlene Mandeln
2 Bio-Eiweiß (Größe L oder XL)
6 Pflaumen
Puderzucker zum Bestäuben
Papier-Muffinförmchen zum Befüllen

Zubereitung:

Ofen vorheizen auf 180 Grad Ober/Unterhitze.

Die trockenen Zutaten in einer großen Schüssel zusammenmischen.

Eiweiße separat mit der Gabel gut verquirlen. Abgekühlte Butter und Eiweiße kurz aber gleichmäßig bei schwacher Drehzahl unter die trockenen Zutaten mixen.

Pflaumen entkernen und in schmale Spalten schneiden.

Muffinförmchen zu 3/4 mit dem Teig füllen, dann die Pflaumenscheiben nebeneinander fächerförmig in den Teig setzen.
Etwa 25 Minuten backen, bis die Friands goldbraun geworden sind.

Die kleinen Kuchen sind sehr saftig. Bevor sie aus den Förmchen genommen werden, gut abkühlen lassen.

Zum Schluss wird mit Puderzucker bestäubt. Dazu passt feine Vanillesahne, Vanillesauce oder Vanilleeis.

Anstelle der Pflaumen kann man auch Äpfel, Aprikosen oder Heidelbeeren, Kirschen und Himbeeren verwenden.

REFRATH BERGISCHEN RESIDENZ
Nº 02
2016

„Die Musik meines Lebens…“

Manchmal sind es Gerüche, Düfte, manchmal Worte – und manchmal ist es auch Musik, die etwas in Gang setzt, die anstupst, die auffordert, sich zu erinnern. Musik, ein Teaser – der uns reizt und anschubst, den Kopf und das Herz in Gang setzt und schon geht sie los – die Reise in die Vergangenheit, zu Freunden, einer vergangenen Liebe, in die Kindheit, in ein anderes Land, auf Urlaubsreisen, bis hin zu Trauer, Schmerz und Verlust. Solch ein Stupser, ein Impuls ist für viele Menschen die Musik.
Mit Melodien verknüpfen wir Erinnerungen, Lebensphasen, Begegnungen, Menschen und manchmal tatsächlich auch „nur“ Augenblicke, Momente, die besonders waren. Um Musik, um ein Lied, um sein Lied geht es in der Geschichte von Herta und Theo. Um das „Lied seines Lebens“, eine Melodie, die Theo Abels so viele Jahre lang begleitet hat und ihm zuletzt ein freudiges Wiedersehen beschert.

Gibt es für Sie auch ein solches Lied? Eine Musik, eine Melodie, eine Strophe – Noten und Töne, die Sie durch Ihr Leben begleiten? Eine Musik, die Gefühle abruft, zu Zeitsprüngen animiert, die Sie – wie mit einem Fingerschnippen – in Situationen versetzt, die Sie erlebt haben? An die Sie sich erinnern?

„Die Musik meines Lebens“ – schreiben Sie uns. Erzählen Sie uns von sich, Ihrer Musik und was sie für Sie bedeutet. Und wenn wir dürfen, dann erscheint Ihre Musikgeschichte in einer der nächsten Ausgaben des BRR Journals. Bitte reichen Sie Ihre Texte ein bei der Bergischen Residenz Refrath (z.H. Birgit Kraus) oder per E-Mail an heikepohl@yahoo.de.

Davon geht die Welt nicht unter

von
Heike Pohl
Für Herta

An einem Samstag, im Frühling

„Ach Herr Abels, was soll ich nur mit Ihnen anstellen? Sie Sorgenkindchen, Sie.“ Annemarie zieht die Vorhänge auf und öffnet den rechten Fensterflügel, um die kühle, frische Morgenluft ins Zimmer strömen zu lassen.
„Guten Morgen! Es ist Samstag, Herr Abels!“

Theo Abels hasst dieses morgendliche Ritual, denn es reißt ihn auf nahezu ungnädige Weise aus den schönsten Augenblicken, die ihm verblieben sind.
„So, die frische Luft wird Ihnen gut tun. Jetzt werden Sie mal erst wach, in fünf Minuten bin ich zurück. Dann stehen wir auf, gehen uns waschen und um sieben gibt‘s dann Ihr Tässchen Kaffee, ja?“ Den leisen Luftzug, die Tür, die mit sattem Klicken ins Schloss fällt, beides wartet Theo Abels ab. Erst dann öffnet er widerwillig seine Augen. Der alte Mann bewegt seine Hände. Die Sehnen reiben an den Knöcheln. Er überwindet den leisen Schmerz, den es ihn kostet, die Finger zu strecken. Der unerträgliche Duft des Frühlings dringt an seine Nase und lebendiges, frohes Kinderlachen an sein Ohr. Unerträglich beides – weil es ihn daran erinnert, dass es das Leben gibt. Da fliegt auch schon die Türe wieder auf.
„Na, na, na – Sie liegen ja noch immer flach, Soldat! So wird das aber nichts mit uns beiden!“
Annemarie schiebt den Rollwagen mit den Frühstückstabletts über den Linoleumboden. Theo Abels antwortet mit einem mürrischen Brummen und stellt fest, dass der Duft von heißem Kaffee noch immer seine Sinne weckt.
Dass die Schwester ihn „Soldat“ nennt – sie macht das öfter und in heiterem Tonfall – es erfüllt ihn stets mit Unbehagen. Freilich kann sie es nicht wissen, aber dass sie „Soldat“ zu ihm sagt, es ist von einer Intimität, die ihn quält. Sie steht ihr nicht zu. Was weiß sie schon davon, was dieses „Soldat“ für ihn bedeutet?

An einem Sonntag, im Frühling

Kerzengerade stehen die Blütendolden der Kastanie über- und nebeneinander; als hätte eine fleißige Hand den ganzen uralten Baum für den Frühling herausgeputzt und festlich geschmückt.

Theo Abels sitzt seit Stunden auf der Veranda und sinniert mit verlorenem Blick vor sich hin.
Annemarie schiebt ihn bei gutem Wetter immer dort hin. In den Schatten der Kastanie. An den Sonntagen, an denen er keinen Besuch bekommt.
„Damit Sie mal unter Leute kommen, Sie Einsiedlerchen.“
Mit den „Chens“ am Ende ihrer Worte hat sie es. Alles wird verniedlicht, wie das Wässerchen, das keiner trüben mag. Und immer haben sie diesen Radioempfänger so laut laufen. Für die Schwerhörigen. Es stört ihn, wie ihn inzwischen fast alles stört. Aber er sagt nichts dazu.
Dazu nicht. Und auch sonst nicht mehr. Theo Abels spricht mit niemandem und nichts.
Und schon gar nicht an Sonntagen. Besucher quellen durch die Glasschiebetüren ins Haus und fließen über die Flure in die Zimmer und von dort in die Cafeteria. Theo Abels sehnt sich dann danach, dass der Abend bald kommt. Und mit ihm wieder Ruhe und Frieden. Mit halbem Ohr nur hört er hin. Das Wunschkonzert läuft. Wie jeden Sonntag. Die Leute reden und reden am Telefon. Manche erzählen ihre halbe Lebensgeschichte.
Und dieser Moderator – Abels mag ihn nicht. Die Betroffenheit in seiner Stimme klingt antrainiert.
„ ... und ich wünsche mir für meine Mutter das Lied ‚Davon geht die Welt nicht unter‘ von Zarah Leander.“
„Und Ihre Mutter, Sabine, wollen wir unseren Hörern noch sagen, wie sie heißt und warum Sie sich gerade dieses Lied für sie wünschen?“
Theo Abels‘ Mundwinkel zucken.
Es ist sein Lied.
Das ist das Lied seines Lebens.
In Eis. Und Schnee. Gegen den Hunger. Die Verzweiflung. Im Tal der Hoffnungslosigkeit – sein Licht. Der Glaube an Freiheit. Der Glaube an das Leben.
„Herta heißt sie und es ist ihr Lieblingslied. Wir wünschen uns das jedes Jahr zu ihrem Geburtstag“, entgegnet die Frauenstimme im Radio.
Theo Abels richtet sich auf. Er sitzt mit einem Mal kerzengerade in seinem Rollstuhl.
Die mageren und von Altersflecken übersäten Hände umklammern die Lehnen seines Gefährts.
Über das plötzliche Rauschen in seinen Ohren hinaus legt er all seine Aufmerksamkeit in die Antwort der Frauenstimme im Radio.
Sie sollen still sein, alle die hier sind. Einfach still.
Da dankt der Moderator für den Anruf, gratuliert Mutter Herta zu ihrem Ehrentag und lässt seine Hörer mit fröhlicher Stimme wissen:
„Wir hören also die wunderbare Zarah Leander in einer Originalaufnahme von ...

Der alte Theo Abels hört längst nicht mehr zu.
„Herta“, murmelt er tonlos.
Durchdringend und unverwechselbar in ihrer alttiefen Stimme schmettert die Leander über die grauen und silberweißen Köpfe der Menschen hinweg ihr Lied in den Saal:
„Wenn mal mein Herz unglücklich liebt, ist es vor Kummer unsagbar betrübt. Dann denk ich immer: Ach, alles ist aus, ich bin so allein. Wo ist ein Mensch, der mich versteht,
o hab ich manchmal voll Sehnsucht gefleht.
Ja aber dann gewöhnt ich mich dran und sah es ein ...“
Theo Abels‘ Herz schlägt wild und kraftvoll wie lange nicht und bis hinauf in seinen Hals.
Dieses Lied.
Und Herta.
Es kann nicht sein! Es muss Zufall sein! Oder er hat sich einfach nur verhört? Die Einbildung muss ihm einen Streich gespielt haben! In seiner Aufregung erhebt er sich schwerfällig aus dem Rollstuhl, steht einen Augenblick still, um sich zu sammeln. Wankt – kurz nur. Und setzt dann den einen Fuß vor den anderen.
Er muss telefonieren. Jetzt sofort.
Er muss seinen Sohn Manfred anrufen.
Die Reisetasche packen.
Hoffentlich geht der Junge ans Telefon.
Theo Abels hat so lange nicht gesprochen. Seine Stimme klingt rau, brüchig und will ihm nicht so recht gehorchen.
„Herta.“

An einem Montag im Frühling

„Machen Sie sich keine Sorgen, er schläft noch. Wir haben ihm ein Beruhigungsmittel gegeben.“ Heftig

atmend eilt Schwester Annemarie an der Seite von Manfred Abels über den langen Flur, bis beide das Zimmer von Theo Abels erreicht haben.
„Vater?“

Theo Abels sitzt auf der Kante seines Krankenbettes und versucht vergeblich, sich den rechten Schuh zu binden. Auf dem kleinen Tisch beim Fenster steht seine Tasche. Sein Mantel, ein wenig verschlissen, liegt über dem Metallrahmen am Fußende des Bettes. Daneben – sein Hut.
Der alte Mann richtet sich auf. Er ist vollständig bekleidet, rasiert und bereit für den Aufbruch.
„Du musst für mich bezahlen. Ich habe mein Geld nicht bei mir“, sagt er ruhig. „Und mir behilflich sein, mit diesem verflixten Schuhwerk. Die Finger wollen nicht so wie ich es will.“

* * *

„Wie konntest du ihn nur einfach mitnehmen, Manfred? Meine Güte, er spinnt doch komplett, dein lieber Herr Vater. Seit Monaten spricht er keinen Ton mehr. Nicht mit dir, nicht mit mir. Nicht einmal mit seinem Enkelsohn. Und jetzt? Jetzt das!“ Manfred Abels versucht, seine Frau zu beruhigen. „Es ist doch nur für ein paar Tage, Renate. Er kann im Gästezimmer schlafen. Ich kümmere mich um ihn. Ich weiß doch selbst nicht, was ich von alledem halten soll. Aber ihn hätten keine zehn Pferde in seinem Bett gehalten!“

Eine Etage höher, vor dem Computer im Büro:

„Ich kann nach ihr googeln, Opa. Das ist kein Problem. Wie heißt sie mit vollem Namen? Und weißt du, wo sie lebt?“, fragt Stefan seinen Großvater. „Gugeln“, wiederholt Theo Abels die Worte seins Enkelsohns. Die wasserblauen, trüben Augen fixieren durch die Brille den Bildschirm, vor dem der junge Mann sitzt. Und für einen kleinen Moment verlassen den alten Herrn alle Kräfte. Er sinkt in sich zusammen, seine Hände liegen kraftlos auf den Knien.
„Herta. Herta Weizmann heißt sie.“
„Es gibt keine Herta Weizmann, Opa. Ich finde nur eine Herta Fleck, eine Herta Wejda in München, und eine Herta Müller, aber die hat den Nobelpreis für Literatur gewonnen. Du musst mir mehr sagen, über sie. Je mehr du weißt, desto- ...“

An einem Dienstag, im Frühling

„Hat er sich etwas beruhigt?“, will Renate von ihrem Mann wissen. Der nickt knapp.
„Ich tu ihm einfach den Gefallen. Und ruf beim Sender an. Vielleicht speichern die ja, wer sie anruft, oder sie schreiben sich irgendwo die Namen auf.“
„Was will er von dieser Herta? Bist du dir sicher, dass wir uns nicht lächerlich machen? Ich meine, er sitzt da, hört ein Lied und...“
„Renate, bitte! Seine Lebensgeister sind zurück. Sieh ihn dir doch an. Was interessiert mich, was die beim Radio denken?“

An einem Mittwoch, im Frühling

„Sie war so wunderschön. Wie Kohlen, so schwarz waren ihre Augen. Und wenn sie lachte, dann ging die Sonne auf. Sie wollte Kinder. Viele. Und sie konnte tanzen, mein Junge.
Oh ja, sie tanzte, wie eine Königin. Sie mochte Blumen. Klatschmohn. Am liebsten roten Klatschmohn. Und Zimt. Manchmal roch ihr Haar nach Zimt.“
„Das kann ich schlecht eingeben, Opa. Wenn wir sie finden wollen, bevor dieser lahme Sender irgendwann reagiert, dann kommen wir mit Zimt und Mohn nicht weiter!“
„Sie war Halbjüdin.“
„Und du Soldat?“
Der alte Mann nickt. Seine Stimme klingt belegt und seine Hände wischen unentwegt über die Knie.
„Wenn sie Jüdin war, dann ...“, Stefans leise Stimme verstummt.

„Oh nein! Davon wusste keiner! Es gab da Möglichkeiten, weißt du...“

Enkel und Großvater schweigen lange gemeinsam.
„Sie wird geheiratet haben! So alte Leute stehen auch oft nicht im Internet. Oder vielleicht ist sie längst... Also wenn sie noch lebt, Opa...“
Theo Abels unterbricht die Gedanken seines Enkels.
„Es war unser Lied, mein Junge. Hertas und meines. Am letzten Abend, sie hat es für mich gesungen. Am See. Wir waren tanzen. Ein letztes Mal, bevor ich an die Front musste. Später, in Gefangenschaft, jeden Abend ... Ich hab's jeden Abend gesungen. Stumm. Sonst hätten uns die Russen tot geprügelt. Theo, hat sie gesagt, es wird alles gut!“
Stefan tippt mit flinken Fingern.

Theo Abels bleibt der Mund offen stehen, als er Zarah Leander auf dem Monitor sieht und über die Lautsprecher singen hört.

„Davon geht die Welt nicht unter, sieht man sie manchmal auch grau. Einmal wird sie wieder bunter, einmal wird sie wieder himmelblau. Geht's mal drüber und mal drunter, wenn uns der Schädel auch raucht, davon geht die Welt nicht unter,
die wird ja noch gebraucht.“

„Da steht, es war ein Propagandalied der Nazis. Eine üble Durchhalteparole und ...“, Stefan zieht die Stirn kraus.
„Papperlapapp! Es war u n s e r Lied, Junge. Mein Lied.“

An einem Donnerstag, im Frühling

„Herta?“
„Wer spricht dort bitte?“
„Ich ... also ich. Mein Name ...“
„Hallo?“
„Ja!“
„Hallo, wer ist dort?“
„Abels. Theodor Abels aus Duisburg, Mainstraße.“
„Herr Abels?“
„Ja!“

Theo Abels erzählt mit hastigen Worten von Herta, dem Lied im Radio und davon, dass ihm seine Familie bei der Suche half. Dass eine junge Praktikantin beim Radio-Sender die Telefon-Nummer herausgab, das verrät er nicht.

Eine Woche später, an einem Frühlingssonntag

„Mein Gott, Herta.“
Theo Abels kann seinen Blick nicht mehr abwenden.
„Guter, lieber Theo. Lieber Theo. Ach, Theo.“
„Dass du lebst. Dem Leben sei Dank!“, raunt Abels bewegt.
Hertas' Hände zupfen unschlüssig am Kleid mit den Mohnblümchen drauf.
„Herta. Unser Lied, im Radio. Ich... Wenn ich nicht zugehört hätte. Wenn ich nicht dort gewesen wäre, wo ich war, ich...“
„Ach du meine Güte, Theobald Abels“, staunt Herta.
„Mein Gott, meine Herta.“

Herta und Theobald sitzen auf der Terrasse von Hertas Familie, drinnen, im Wohnzimmer, unterhalten sich ihre Kinder.

„ ... meine Mutter hat dann irgendwann geheiratet. Meinen Vater. Nach dem Krieg gingen sie in die Staaten. Mein Vater hatte dort beruflich zu tun. Herta, sie hat oft von Ihrem Vater erzählt.“
Und, nach einer kleinen Pause:
„Herta hat gewartet, auf ihn. Vier Jahre lang, meine ich. Sie hat auch nach ihm suchen lassen. Es gibt eine ganze Akte. Bei der Suche hat sie ihren späteren Mann kennengelernt, meinen Vater. Tja ...“

Manfred Abels rettet das betretene Schweigen und erwidert: „Theo war lange in Gefangenschaft. Als er endlich nach Hause durfte, zog er bei uns zur Untermiete ein. Also bei meiner Mutter. Mein leiblicher Vater ist gefallen. Wir brauchten das Geld für die Miete.“
Manfred Abels nippt am Kaffee.
„Mein Gott, Zarah Leander. Nächtelang lief die Platte. Wir konnten es alle schon nicht mehr hören. Meine Mutter und Theo, also irgendwann haben sie sich ineinander verliebt und dann auch geheiratet. 1999 ist sie gestorben“, seufzt Manfred Abels leise.
„Ja, Zeiten waren das“, meint Hertas Tochter ein wenig verlegen und bietet dem Gast ein Stück Kuchen an.

„Wissen Sie, Theo ist jetzt weit über neunzig. Wir wollten ihn zu Hause haben, bei uns. Aber es ging irgendwann nicht mehr. Er wollte nicht mehr aufstehen. Nichts mehr essen. Wir konnten tun, was wir wollten Na ja, Sie wissen, wie das ist.“

Draußen, auf der Terrasse, legt Theobald Abels seine schlanke Hand auf die seiner Herta. Es duftet so wunderbar nach Frühling. Und nach Zimt. Sie haben ihm gesagt, dass Herta nicht mehr alles mitbekommt. Vorsichtig haben sie es formuliert. Und dass sie manchmal nicht mehr so genau weiß, wer sie ist.
„Ich bin ja so müde. Und das Kleid, es hat Flecken. Schlimme Flecken“, sagt Herta leise, lächelt verlegen und zupft am Stoff.

Da beginnt Theobald Abels mit leiser Stimme zu singen:
„Davon geht die Welt nicht unter,
sieht man sie manchmal auch grau.
Einmal wird sie wieder bunter, heute ist sie himmelblau.“

[Diese Kurzgeschichte wurde im Rahmen einer Anthologie veröffentlicht im Droemer Knaur Verlag]

Lyrik:

Am Meer.

von Inge Thoma

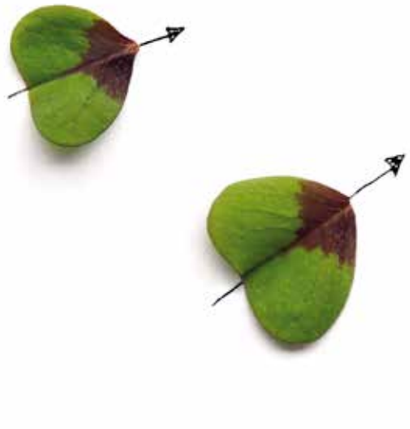
Endlich bin ich hier, allein.
Nirgends anders möcht ich sein.
Flache Wellen mich umschmeicheln,
sachte meine Füße streicheln.
Feucht und kühl fühl ich den Sand.
Land wird Wasser, Wasser Land.
Zarter flockig-weißer Schaum
schmückt der Fluten breiten Saum.
Wogen auf und nieder wallen,
gischtend aufeinander prallen.

Alle Sinne lehren mich:
Hier empfind ich wesentlich!
Blaues Grau und graues Blau,
Himmel, Meer, so weit ich schau.
Hier vernehm ich stetes Rauschen.
Ewig möchte ich ihm lauschen!
Meeresbrise, salzig rein,
schließt mich in die Klarheit ein.
Meeresatem, auf und nieder,
schwingt in meiner Seele wieder.

Internet-Tipp:

Und immer mit einem kleinen Funkeln im Herzen...

Kerstin Hiestermann ist *www.spielkkind.de*



Mit wenigen Strichen wird aus einer Erdbeere ein kleines tierisches Wesen, aus einem Zweig ein großer Baum, sie verwandelt Rosenblüten in Eistüten, Orangenschalen in Schnecken, zaubert aus Blättern kleine Boote, Ampeln und mehr, sie lässt Blütenblätter ausschwärmen, Weintrauben zu Ballons werden und überhaupt – Kerstin Hiestermann hat eine besondere Gabe: Sie perfektioniert das beliebte Kinderspiel „Ich sehe was, was du nicht siehst“ und gibt ihm eine neue Dimension. Ihre Arrangements erzählen Geschichten, ihre Bilder rühren an, sind Hingucker und lassen staunen, wie wenig es braucht, um anderen ein Lächeln um die Augen zu zaubern.

Ihre Illustrationen, sagt sie, seien ganz zufällig entstanden. Am Anfang habe sie mit ihrem Handy Fotos aufgenommen und sie in sozialen Netzwerken geteilt. So seien nach und nach immer mehr ihrer kleinen Kunstwerke entstanden – Alltagsgegenstände, Blumen, Lebensmittel auf weißem Papier arrangiert und mit wenigen Strichen versehen, wurden fast von allein zu kleinen Geschichten. Das habe eine Eigendynamik entwickelt, erzählt sie. So in Schwung gekommen, könne sie ihre Ideen phasenweise kaum bremsen und sehe in jedem und allem Geschichten und Bilder; ihre Fantasie erwecke Gegenstände zu Leben. Ihre Bilder spiegelten ihre Wahrnehmung wider, sie seien, berichtet die Mutter von drei Kindern, die mit ihrer Familie im Norden von Deutschland lebt, ein Abbild ihrer Fantasie und der kindlichen Sicht auf die Dinge, die sie sich bewahrt habe. Und so sei auch ihre Künstlername zu verstehen – Spielkkind – ein Wortspiel aus Spiel, Kind und Kerstin, ihrem Vornamen.

Die Ideen zu ihren Illustrationen findet Kerstin Hiestermann spontan und in allen möglichen und unmöglichen Momenten. Sie sieht ein Ding und – tada – hat eine Assoziation dazu im Sinn. „Das geht oft blitzschnell. Eines morgens schaue ich zum Beispiel aus dem Küchenfenster und sehe den Kirschbaum in unserem Garten, an dem das letzte Herbstlaub hängt. Ich schmunzle innerlich, weil die Blätter wie schlafende Fledermäuse aussehen. Die Idee ist in meinem Kopf und muss nur noch aufs Papier gebracht werden.“

Viele mehr von ihren Kunstwerken sind auf der Internetseite von Kerstin Hiestermann zu sehen. An prominenter Stelle – gleich vorne auf der Startseite – wird aus einem Kieselstein und ein paar schwarzen Strichen ein Fisch, lernen Kekse fliegen und die Gedanken, frei zu sein. Unter *www.spielkkind.de* zeigt die Künstlerin was sie kann und wie sie die Welt sieht. In ihrem Online-Shop bietet Kerstin Hiestermann außerdem ihre Illustrationen als Postkarten an.

Sämtliche Fotos: Spielkkind

Vielleicht haben Sie ja auch Lust und probieren es selbst einmal aus? Nehmen Sie einfach weißes Papier, Stifte und was auch immer für Sie greifbar ist und machen Sie daraus eine Geschichte. Die schönsten Bilder zeigen wir in der nächsten Ausgabe des BRR-Journal. Wir wünschen viel Freude beim Staunen und auch beim Basteln und Fotografieren. */hp*

		3	9					5
8				5				
	7			4		9		
							8	
			4	9			1	
7		6				5		2
	1					3		
		7	8					1
5		2				7	6	

Sudoku.

Ziel des Spiels ist, die leeren Kästchen mit den Ziffern 1 bis 9 zu füllen. Dabei gilt folgende Regel:

In jeder Zeile, jeder Spalte und jedem Block dürfen die Ziffern von 1 bis 9 nur einmal vorkommen. Das Spiel ist beendet, wenn alle Kästchen korrekt gefüllt sind. (Sudoku-Lösung auf Seite 30)

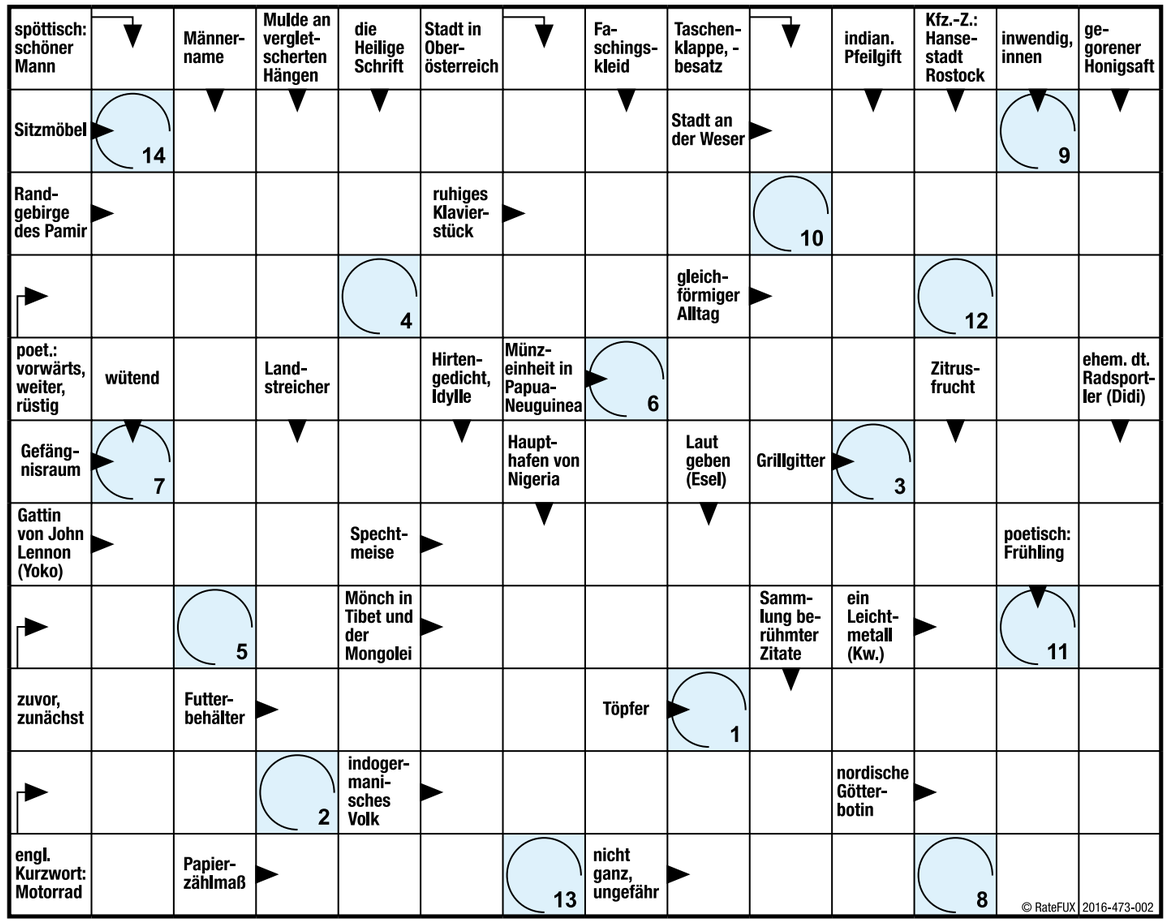
Kleiner Tipp zum Kreuzworträtsel-Lösungswort:

Ihr Gift wird in der Medizin verwendet und in ihrem Namen trägt sie die Jahreszeit, die sie liebt.
Gesucht wird eine kleine, nicht der Mode unterworfene Schönheit vom Feld.

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels:

Das gesuchte Lösungswort des Kreuzworträtsels der Frühlingsausgabe 2016 lautete KLATSCHMOHN.

Anzeige



Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14

Gewinnen Sie mit etwas Glück einen der vielen Preise!

Rätselfüchse, die das richtige Lösungswort an uns schicken, können einen der attraktiven Preise gewinnen. Verlost werden:

1x einen Gutschein vom Mobilen Buchsalon Wiebke von Moock über 25 Euro

2x einen Blumengutschein von Blumen Zander über 10 Euro

3x einen hochwertigen City-Regenschirm der Bergischen Residenz Refrath

Einsendeschluss ist der 9. September 2016.

Schicken Sie einfach eine Postkarte mit dem korrekten Lösungswort an:

Bergische Residenz Refrath
– Stichwort: „Sommerrätsel“–
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

oder senden Sie eine E-Mail an:
info@bergischeresidenz.de

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Warum mache ich Unsinniges?

Ich habe Marotten.

Von Dr. Klaus Hachmann

Ein Stück Seife kostet heute ca. 40 Cent und wiegt ca. 100 Gramm. Ich wasche mich aber immer noch mit einem schon hauchdünnen „Blättchen“ Restseife, das vielleicht noch zwei Gramm wiegt, also einen Restwert von nicht einmal einem Cent hat. Warum?
Ich schneide Kosmetik-Kunststofftuben, wenn nichts mehr herauskommt, auf und stelle fest, dass darin noch „jede Menge“ ist. Das verbrauche ich und bewahre die aufgeschnittene Tube in einer „Tupper-Box“ auf, damit sie nicht austrocknet.
Ich muss schnell etwas notieren, das ich nicht vergessen will. Warum reiße ich dazu nicht einen neuen Zettel vom Zettelblock, sondern greife in den Papierkorb und suche nach einem Papierfetzen mit einer noch leeren Rückseite? Warum werfe ich den „abgearbeiteten“ Einkaufzettel nicht weg, sondern drehe ihn um und verwende die Rückseite zu neuen Einkaufsnotizen?
Warum habe ich Schwierigkeiten, schöne Schachteln, in denen etwas war, das ich aufgebraucht habe, wegzuwerfen? Vielleicht kann ich ja die Schachtel später für etwas anderes verwenden. Aber ich habe ja schon so viele davon.

Warum steche ich, wenn ich mir eine Scheibe Brot schmiere, meine Margarine in ihrer Kunststoffdose immer ordentlich von einer Seite ab und nicht einfach zufällig von oben?

Bin ich geizig? Warum mache ich Unsinniges?
Was ein Psychologe dazu sagen würde, kann ich mir vielleicht denken, aber es ist mir egal. Ich kann nämlich über meine eigenen „Seltsamkeiten“, also Marotten, sprechen, schreiben und lächeln.

Buchempfehlung:

„Clash der Generationen: Das Schwiegermutter-Experiment“

Inge Zumbach ist 91 – und soeben ist ihr neuestes Buch erschienen!

Sie haben sich durch einen Mann kennengelernt: Inge, Journalistin und Theaterkritikerin, freundet sich mit Eva, der Frau ihres Sohnes an. Eva ist ebenfalls Journalistin; man ist also gewohnt, Worte zu finden.
30 Jahre Lebenserfahrung liegen zwischen den beiden Frauen, und als sie beschließen, zu dritt – mit dem Partner und Sohn – auf einem Grundstück zu leben, erntet diese Idee vorerst allgemeines Kopfschütteln.
„Ein Anbau für die Schwiegermutter? Würde ich nie machen“, sagen Evas Freundinnen. Und die Reaktionen in Inges Bekanntenkreis reichen von „Wenn das mal gut geht“ bis „Bist du jetzt komplett verrückt geworden?“.
Also nähern sich die beiden Frauen erst einmal schreibend an, und in den tagebuchartigen Erinnerungen und Notizen, die sie austauschen, entdecken sie ebenso viel Gemeinsames wie Trennendes. Zwischen den Zeilen entsteht ein Zwiegespräch der Generationen – über Männer und Söhne, über das Frausein und das Älterwerden, über zwei deutsche Vergangenheiten und eine mögliche Zukunft in einem Land, in dem es bald sehr viele alte Frauen geben wird.
Inge Zumbach, Jahrgang 1925, war eine der ersten Zeitungs-Journalistinnen Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie arbeitete als Lektorin für verschiedene Verlage und bis zu ihrem 75. Lebensjahr als Theaterkritikerin beim Hessischen Rundfunk. Mit 90 veröffentlichte sie im Wartburg-Verlag den ersten Teil ihrer Erinnerungen unter dem Titel *„Das war mein Haus am Ständeplatz“*.
„Clash der Generationen: Das Schwiegermutter-Experiment“ ist der zweite Teil – verfasst als Doppel-Autobiografie, gemeinsam mit ihrer Schwiegertochter Eva Herold.
Eva Herold ist Journalistin, Werbetexterin und Redakteurin des Magazins DIE GAZETTE.
Das gemeinsame Experiment zum Clash der Generationen begleitet sie online mit ihrem Blog *www.wohinmitoma.wordpress.com.*

In *„Das war mein Haus am Ständeplatz“* schildert Inge Zumbach die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend in ihrem Elternhaus am Kasseler Ständeplatz 9, bis zu seiner Zerstörung im Bombenhagel des 22. Oktober 1943. Die Autorin lenkt dabei den Blick auf das Alltagsleben der Hausbewohner und lässt so das alte Kassel noch einmal unmittelbar erfahrbar und sichtbar werden. Doch Zumbachs Buch handelt nicht nur von der Geschichte eines einzelnen Hauses, sondern liefert eine hautnahe Kulturgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts. Dabei sind es hier die ganz normalen Menschen, die in ihrem sozialen Gefüge gezeigt werden. So wird nicht nur ein verbranntes Haus, sondern mit ihm auch eine untergegangene Stadt und das Lebensgefühl einer ganzen Epoche wieder lebendig.
Inge Zumbach feierte am 24. Mai 2016 ihren 91sten Geburtstag. */hp*

Das war mein Haus am Ständeplatz

Hardcover, 20 Abbildungen
Wartberg Verlag
112 Seiten, 13,90 Euro

Clash der Generationen: Das Schwiegermutter Experiment

Taschenbuch
Erschienen bei epubli
128 Seiten, 6,99 Euro

Fotos: Wartberg Verlag, epubli

Bewohner der Bergischen Residenz erinnern sich.

Wo waren Sie, als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging?

Mit einer Einleitung von Birgit Kraus

Ich gehöre zu denen, die nach dem Krieg geboren wurden. Krieg, Bomben, Flucht, Todesangst – das habe ich alles nicht erlebt. Über diese Themen sprachen meine Großeltern und Eltern nicht und Fragen dazu wurden nicht beantwortet. Es geht mir hier so, wie wohl vielen Menschen, die in den 50er- und 60er-Jahren geboren wurden.
Reines Faktenvermitteln im Geschichtsunterricht der Schule führt bei den nachwachsenden Generationen nicht zum Verständnis. Es wird nicht annähernd klar, wie es unseren Angehörigen in dieser Zeit ergangen ist. In den letzten Jahren erschienen einige lesenswerte Bücher zum Thema Kriegs-, bzw. Nachkriegsgeneration. Zu meinem Erstaunen fand ich mit diesen Geschichten und Berichten Zugang zu diesem schwierigen Thema. Die Verhaltensweisen meiner Eltern und das Schweigen der Großeltern fanden sich hier wieder. Die Erklärung ergab sich ebenfalls: Beide Generationen litten – in unterschiedlicher Weise – an einem Kriegstrauma.
Es folgten die ganz privaten Erzählungen der Bewohnerinnen und Bewohner der Residenz über Krieg, Gefangenschaft, Flucht, Soldatsein etc. und das Verständnis wuchs.
Ich bedanke mich bei allen Erzählenden, die uns ihr Vertrauen entgegengebracht haben, über ihre Erlebnisse berichteten und deren Texte wir hier veröffentlichen dürfen.
Eine leise Hoffnung bleibt:
„Stell Dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin.“
(Carl Sandburg)

Ihre
Birgit Kraus
(Veranstaltungsleitung/Bewohnerbetreuung)

Foto: Wikipedia

Toni Pick

In jungen Jahren, ich war so um die 15, wurde ich bei einem Autounfall mit meinem Vater am Kopf verletzt. Auf der Stirn blieb eine kleine Beule zurück. Als die Musterung zur Wehrmacht 1940 anstand, riet mir unser Hausarzt zu Kopfschmerzen, da ich dann keinen Helm tragen könne. Das Gegenteil könne niemand beweisen. Mit dieser Masche wurde ich erst 1943 als G.v.H. (Garnison verwendungsfähig Heimat) eingezogen. Die Front habe ich nie gesehen. Ich war u.a. auf Schreibstuben tätig. Hier wurde ich in unterschiedlichen Regionen Deutschlands eingesetzt.

Nach einer abenteuerlich riskanten Fahrt durch Sachsen und das Sudetenland erreichte ich im Februar 1945 schließlich Österreich. Im kleinen Dorf Lauterbach, zwischen Kitzbühel und Wörgl, landete ich auf einem Bauernhof. Das Dorf hatte eine kleine Bahnstation mit einem Vorsteher. Da ich schon immer ein Eisenbahnfan war, freundete ich mich mit eben diesem an. Als Wehrmachtsangehöriger bekam auch ich die damals üblichen Verpflegungsmarken. Da ich Nichtraucher war – und noch bis heute bin – sammelte ich die Rauchermarken.

Bei Kriegsende am 8. Mai 1945 war das Tal zwischen Kitzbühel und Wörgl unbesetzt und vom Krieg vollkommen verschont geblieben. Daher war das Kriegsende für mich nicht so relevant. Im Osten bei Kitz standen die Russen, im Westen bei Wörgl die Amis. Was ein Glück für mich. Ich nutzte die Freundschaft mit dem Bahnbeamten und tauschte einen Teil seiner Bahnuniform (Jacke, Mütze) gegen meine Rauchermarken. Auch bekam ich eine bahnamtliche Bescheinigung über eine Tätigkeit bei der Österreichischen Bahn. Mein Bestreben war es, nun schnell nach Hause zu kommen, aber wie? Auf verflochtenen Wegen teils zu Fuß, mit dem Pferdewagen oder über Mitfahrten auf amerikanischen LKWs und Eisenbahnen (sie waren zum Teil noch in Betrieb), kam ich – ich glaube im Juni 1945 – nach Oberlahr im Westerwald. Dorthin hatten sich meine Eltern aus Köln abgesetzt. Große Wiedersehensfreude: Der Jung‘ ist wieder gesund da!

Also im Ganzen betrachtet hatte ich unwahrscheinliches Glück. Später bin ich dann mit meinen Eltern wieder nach Köln zurückgekehrt. Unsere Wohnung war noch bewohnbar, aber in einem menschenunwürdigen Zustand (amerikanische Besatzer hatten wochenlang darin gehaust). Aber es wurde alles den damaligen Umständen entsprechend in Ordnung gebracht und die Wohnung dann bis 1993 von meiner Mutter bewohnt.

Toni Pick

Elisabeth Hennen

Das Kriegsende 1945 erlebte ich in Dießen, am Ammersee in Oberbayern. Ich hatte im Oktober 1944 in Köln geheiratet und war nun hier bei meinem Onkel gelandet. Es war Ende April und praktisch abzusehen, dass der Krieg zu Ende ging. Das sogenannte „Großdeutsche Reich“ war komplett besetzt.
Mein Mann war, obschon schwer verletzt (Lungensteckschuss) und eigentlich nur noch für den Innendienst tauglich, am Brückenkopf bei Wesel in der kämpfenden Truppe eingesetzt. Ich wusste nichts von ihm. Was sollte nur werden?
Ich war schwanger und das inzwischen im fünften Monat. Ich machte mir zwar Sorgen, lebte aber auch nach dem Kölschen Motto: „Et hätt noch immer jot jejange!“
Ich stand nun im Frühsommer 1945 im Hausgarten meines Onkels, als plötzlich ein ausgehungerter deutscher Soldat vor mir stand und mich fragte: „Können Sie mir sagen, wo hier eine Frau Hennen wohnt?“ Als ich ihm erzählte, dass ich das sei, waren wir beide erst einmal sprachlos, und ich war nicht nur überrascht, sondern auch glücklich, als er mir einen Brief meines Mannes gab. Es stellte sich im Laufe des Gesprächs heraus, dass der Soldat auf dem Wege nach Hause nach Murnau war. In Köln hatte er sich an einen Mitarbeiter der Sparkasse gewandt, das war ausgerechnet mein Mann. Es muss noch gesagt werden, dass der Krieg seit Monaten zu Ende war. Inzwischen war Sommer, und mein Mann war in Köln und wieder bei der Sparkasse beschäftigt. Er hatte sich auf abenteuerliche Weise mit Kameraden vom Niederrhein auf den Weg nach Hause gemacht.

Elisabeth Hennen

Nun wusste ich zwar, dass er zu Hause war, war mehr als glücklich, er jedoch wusste nicht, wie es mir ergangen war. Nun hieß es überlegen: Wie komme ich von Bayern nach Köln?
Aber das ist eine andere Geschichte, die dann auch geklappt hat.

Elisabeth Hennen erinnert sich:

Immer auf die Kleinen.

Es war kurz nach der Währungsreform 1948. Wir wohnten damals in einem Vorort von Köln und auch dort sah man, dass sich etwas tat. Man fing an, Häuser wieder herzurichten.
Auf einem Platz vor unserem Haus stand eine große Wanne mit einem für mich undefinierbaren Gemisch aus Zement und Sand. Die Kinder standen drum herum, auch mein damals vier Jahre alter Sohn. Alle fanden die Angelegenheit spannend und interessant. Große Jungens kamen nun auf die Idee, Pappe auf dieses Gemisch zu legen und erklärten den Kleinen, das seien Schiffchen und sie könnten sich ruhig hineinsetzten. Mein Sohn tat das prompt und fiel natürlich in die Brühe. Dann rannte er nach Hause zu meiner Mutter, die ihn damals betreute, da ich berufstätig war. Die zog ihn aus und entsorgte alles.
Ein paar Tage später erschien der Polier von der Baustelle bei meiner Mutter und forderte 12,50 DM für den entstandenen Schaden. Meine Mutter rief nun den Übeltäter und fragte den Polier, ob er wohl glaube, dass der Knirps das alles auf dem Kerbholz haben könne.
Der schaute den Kleinen an und meinte dann in schönstem Kölsch: „Nö leev Frau, dat kann dä Fuzzemann unmöglich jemaht han. Ich will dat Jeld nit“, und er zog von dannen.

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SICHER GUT LEBEN.

Wir nehmen uns Zeit für die Menschen, die wir pflegen! Und wir meistern unsere Aufgabe mit Hingabe und Einfühlungsvermögen. Fühlen Sie sich angesprochen? Dann kommen Sie zu uns. Sowohl unser **ambulantes** Pflegeteam im Haus (Führerschein *nicht* erforderlich) wie unser **vollstationäres** Pflegeteam freut sich auf Sie als

– examinierte Pflegefachkraft (m/w) in Vollzeit
– Pflegehilfskraft (m/w) in Teilzeit

Unser Haus ist bekannt für seine gehobene Ausstattung und seinen besonderen familiären Charakter. Es erwarten Sie Teamgeist und ein überdurchschnittliches Gehalt. Wir freuen uns auf Ihre aussagekräftige Bewerbung mit Angaben zu Ihrem frühestmöglichen Eintrittstermin und Ihren Gehaltsvorstellungen.

Ansprechpartner: Vera Löhe / Petra Lüttmann
Dolmanstraße 7 | 51427 Bergisch Gladbach | Telefon: 02204/929-0 | info@bergischeresidenz.de | www.bergischeresidenz.de

Anzeige

Johanna Pofahl nimmt Stellung:

Flüchtlinge. Krieg und Flucht heute.

Johanna Pofahl

Da ich bereits einen Artikel über Flucht (meine eigene) geschrieben habe, möchte ich heute zur Flüchtlingslage Stellung nehmen:
In diesen Tagen hört und sieht man immer wieder und wieder die Situation der Flüchtlinge und ist erschüttert, wie die Menschen in Europa reagieren – armes Europa!
Haben wir Deutschen eigentlich schon vergessen, wie es vor 71 Jahren war? Damals waren nicht eine Million Menschen unterwegs, sondern zwölf Millionen, und das im eigenen völlig zerstörten Land und ohne Hilfe.

Auch damals hat es Gegner unter der Bevölkerung gegeben und die Neuankömmlinge wurden als „Kanaken“ bezeichnet. Heute wird der Islam als störend empfunden. Der Mensch scheint keine Rolle mehr zu spielen.
Wie war das damals?

Bei der Verteilung hatte jede Region (nach Einwohnerzahl) eine Anzahl von Flüchtlingen unterzubringen. Es gab keine Turnhallen, keine Container und keine Zelte. Die Bevölkerung musste zusammenrücken und einen Teil ihrer Wohnungen hergeben. Eine gute Unterbringung und Eingliederung hat Jahre gedauert. Keiner hat nach einem halben Jahr gesagt: „Das schaffen wir nicht.“ Es gab ja auch noch kein Fernsehen mit stündlichen Nachrichten, die das Elend der Menschen zeigten, zu Protesten aufriefen, jede angedachte Meinung veröffentlichten und so die Bevölkerung verunsicherten.
Das Einzige das heute anders ist, ist die Sprache. Aber ich denke, wenn jemand alles stehen und liegen lässt, tausende von Kilometern zu Fuß zurücklegt, um dem Krieg zu entfliehen, der wird sich auch bemühen, die neue Sprache zu lernen.

Die negative Einstellung, gerade der Osteuropäer gegenüber Flüchtlingen, ist überhaupt nicht zu verstehen. Denn viele Personen dieser Länder waren selbst einmal Flüchtlinge und sind in Deutschland aufgenommen und integriert worden, ohne dass sich jemand beschwert hätte.
Dasselbe gilt auch für Ostdeutsche. Bevor sie demonstrieren, alles in Frage stellen und hassen, sollten sie sich überlegen, wie es ihnen heute gehen würde – ohne Wiedervereinigung!
Wenn jemand selbst flüchten musste, zweimal alles verlor, um dann nach zehn Jahren endlich anzukommen – der kann die Menschen verstehen, die heute diesen Weg einschlagen.

Viele ehrenamtliche Helfer sind ein gutes Beispiel für die Menschlichkeit.
Ihre Arbeit ist bewundernswert und sie hat im Ausland ein anderes Bild von Deutschland gezeigt und damit das christliche Abendland würdig vertreten.

Die nächste Ausgabe des Journals der Bergischen Residenz erscheint im September 2016

Die Bergische Residenz Refrath in eigener Sache:

Aktuelles, Termine, Veranstaltungen.

Mittwoch, 29. Juni. 15.30 Uhr.
Bergische Residenz Refrath.

Das Thema „Flucht“ in der aktuellen Literatur.

Lesung mit Wiebke von Mook. Gelesen wird aus „Löwenwecken“ von Ayelet Gundar-Goshen sowie aus „Gehen, ging, gegangen“ von Jenny Erpenbeck.
Die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Um telefonische Anmeldung wird gebeten unter: 02204 / 929-0.

Samstag, 27. August.
Bergische Residenz Refrath.

Die Bergische Residenz Refrath lädt ein zum „Tag der offenen Tür.“

Nähere Informationen dazu in Kürze unter www.*bergischeresidenz.de*

Vorbild für andere Einrichtungen.

Bergische Residenz Refrath deutschlandweit unter den Top 10.

Bewerben konnten sich alle, nominiert waren schließlich neun. Darunter die Bergische Residenz Refrath, die es 2015 somit deutschlandweit unter die Top 10 der Senioreneinrichtungen geschafft hat.

Gesucht waren Einrichtungen, die mit einem herausragenden Marketingkonzept neue Impulse an die Branche aussenden. Als beispielhaft wurde die Bergische Residenz für ihr Profil, ihre Qualität und kommunikative Stringenz in der Außendarstellung gewürdigt. Die Freude war entsprechend groß „und ein Beleg dafür, dass wir auf dem richtigen Weg sind“, so Susanne Rönnau, Direktorin des Hauses. Der Preis wird jährlich im Rahmen des Fachkongresses „Marketing für Senioreneinrichtungen“ in Düsseldorf verliehen.

Impressum:

Herausgeber:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Herausgeberin: Susanne Rönnau

Chefredaktion (verantwortlich):
Susanne Rönnau
roennau@bergischeresidenz.de

Artdirection/Layout:
Sebastian Niederhagen
mail@sebastian-niederhagen.de

Redaktion/Text: Heike Pohl
heikepohl@yahoo.de

Foto/Illustration:
S. 2, 25, 27, 28, 29 Bergische Residenz Refrath, S. 2, 3, 5, 7, 13, 18/19, 24 Shutterstock, S. 31 Burkhard Dohm/Manfred Esser, S. 11, 12 Heike Pohl, S. 4, 6, 26 Wikipedia

Redaktionsadresse:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909
info@bergischeresidenz.de
www.bergischeresidenz.de

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen.

Gerichtsstand und Erfüllungsort:
Amtsgericht Bergisch Gladbach
HRB 86935

Steuernummer: 204/5711/1882
Sitz der Gesellschaft: Bergisch Gladbach

Ansprechpartnerin Anzeigen:
Petra Lüttmann
Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

© Bergische Residenz Refrath 2016

BERGISCHEN RESIDENZ REFRATH
No 02
2016

4	6	3	9	1	7	8	2	5
8	2	9	6	5	3	1	7	4
1	7	5	2	4	8	9	3	6
2	9	1	5	7	6	4	8	3
3	5	8	4	9	2	6	1	7
7	4	6	3	8	1	5	9	2
6	1	4	7	2	9	3	5	8
9	3	7	8	6	5	2	4	1
5	8	2	1	3	4	7	6	9

Sudoku-Lösung
von Seite 22

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SICHER GUT LEBEN.

„Das Thema Flucht
in der aktuellen Literatur“

Lesungen
mit
Wiebke von Moock
Mobiler Buchsalon

Mittwoch
29. Juni 2016
15.30 Uhr
in der
Bibliothek

„Löwenwecken“
von Ayelet Gundar-Goshen

„Gehen, ging, gegangen“
von Jenny Erpenbeck

Um telefonische Anmeldung wird gebeten.
Die Teilnehmerzahl ist begrenzt!

Seniorenresidenz Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7 | 51427 Bergisch Gladbach | Telefon: 02204 / 929 0
www.bergischeresidenz.de

Anzeige

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SICHER GUT LEBEN.

WWW.BERGISCHERESIDENZ.DE

Die Bergische Residenz Refrath widmet sich ganz Ihren Ansprüchen an einen Lebensabend in angenehmem Ambiente.
Genießen Sie die familiäre Atmosphäre unseres Hauses und lernen Sie die Vorzüge unseres breit gefächerten Serviceangebotes kennen. Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

- Leben im Alter für gehobene Ansprüche
- Restaurant mit eigener Küche
- Pflege nach Bedarf im eigenen Appartement
- Ambulanter Pflegedienst 24 h im Haus
- Kurzzeit- und Urlaubspflege
- Vollstationäre Pflege

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ

www.bergischeresidenz.de